

Materiales vor allem hinsichtlich der Werkstattfrage bedingt, daß weit größere Bronzekomplexe publiziert werden müssen; erst dann, wenn das Material einer Provinz oder einer geschlossenen Landschaft überschaubar ist, werden sich Gruppen abzeichnen, die dann weiter bearbeitet werden können. Diese Frage aber ist zugleich mit dem Teil des vorliegenden Werkes aufs engste verknüpft, der am wenigsten befriedigt, mit dem Abbildungsteil.

G. Rodenwaldt hat gelegentlich der Besprechung des Kataloges der griechischen Skulpturen von C. Blümel in der Deutschen Literaturzeitung 1931 einen kurzen Abriß über Geschichte und Entwicklung der Katalogwerke, ihrer Anlage und ihrer Bebilderung gegeben und dabei besonders hervorgehoben, daß der Lichtdruck wegen seiner größeren dokumentarischen Treue den Vorzug bei archäologischen Editionen verdiene, wobei er aber keinesfalls auch die Vorzüge der Autotypie gerade hinsichtlich ihrer größeren künstlerischen Ausdrucksfähigkeit verkennt. Inzwischen aber hat sich die Autotypie durchgesetzt, nicht zuletzt aber auch deswegen, weil Archäologen und Photographen sich gemeinsam um die beste, aber zugleich auch künstlerisch aussagefähigste Aufnahme bemühten. Der Lichtdruck hat gegen diesen neuen Glanz der Ausstattungsmöglichkeiten mehr und mehr an Bedeutung verloren. Seltener geübt, verlor sich auch schnell die Fertigkeit der Herstellung; und wenn er noch hier und da verwendet wird, so geschieht es nicht so sehr aus wissenschaftlichen Erwägungen, sondern aus anderen, nicht zuletzt finanziellen Gründen. Wie sehr aber die Beurteilung von Abbildungen doch eine eminent persönliche Einstellung offenbart, zeigt die Betrachtung, die H. Möbius im Gnomon 1950 dem schönen Werk von Hansjoerg Bloesch „Antike Kunst in der Schweiz“ gewidmet hat. Möbius konstatiert den Übergang vom Lichtdruck zur Autotypie als eine allgemeine Zeiterscheinung, betrachtet aber die Autotypie anders als etwa Rodenwaldt; in ihr offenbart sich ihm der Wille zur Sachlichkeit, während er den Lichtdruck als pathetisch empfindet. Die vorliegende Arbeit nun hat den Lichtdruck verwendet, doch von einer wissenschaftlichen Nüchternheit, aber auch von einem gewollten Pathos ist nicht viel zu spüren. Die Wiedergabe entspricht nicht der Mühe, der sich der verdienstvolle Herausgeber der Reihe P. M. Duval unterzogen hat. Die Hell- und Dunkelwerte, die bei der Autotypie kaum ausschöpfbare Möglichkeiten eröffnen, haben sich hier zu einer mittleren Tönung vermischt, die nun fast gleichmäßig das Bild überzieht und jede Detailzeichnung verhindert. Und wie grob kenntlich kann der nachfahrende und konturierende Stift werden, wie z. B. bei dem stattlichen Herkules Nr. 46 aus dem Museum von Lille.

Liegt somit in den Abbildungen ein bedauerlicher Nachteil beschlossen, für den aber die Verfasserin nicht verantwortlich zu machen ist, so ist der Wunsch, der sich nach der Durchsicht dieses Werkes aufdrängt, der, daß die Autorin sich nun weiter der Mühe und Arbeit unterzieht, die figürlichen und figürlich verzierten Bronzen der Gallia Belgica zu sammeln und in einem gut ausgestatteten Katalog vorzulegen. Zuvor aber ist ihr für diesen Katalog der Bronzen von Bavai zu danken.

Heinz Menzel

Erich Gose, Der Tempelbezirk des Lenus Mars in Trier.

112 S., 7 Textabb. und 72 Tafeln. Verlag Gebr. Mann, Berlin 1955. 40 DM.

Schon seit 130 Jahren ist das Gelände unter dem Osthange des Markus- (Mars-) Berges gegenüber der Augusta Treverorum Gegenstand aufmerksamer Erfor-

schung und zahlreicher Grabungen gewesen. Die Berichte, Tagebücher und Zeichnungen hierüber bildeten ein weit verstreutes, nur schwer zugängliches Material; und so war es denn an der Zeit, eine monographische Zusammenschau vorzulegen, eine mühevoll Arbeit, der sich der Verfasser mit beispielhafter Sorgfalt unterzogen hat. Systematische Grabungen wurden erst 1880 unter Fr. Hettner, dem ersten Direktor des neu gegründeten Provinzialmuseums in Trier, unternommen, der schon einen Tempel mit Umgang und große Terrassenanlagen richtig erkannte; doch erst 1913 gelang die Deutung der Baureste auf Grund von zufällig gefundenen Inschriften, welche die Weihung des Tempels an Lenus Mars und Ancamna bezeugten. 1920—22 entdeckte man einen weiteren, südwestlich angelehnten, den Xulsigiae geweihten Temenos, und 1936—37 bildeten kleinere Grabungen des Verfassers einen gewissen Abschluß.

Von den Baulichkeiten, die sich auf einer Strecke von 330 m am Hange hinziehen, bildet der trapezförmige Bezirk der Xulsigiae die ältere Anlage. Trotz seiner Ausdehnung von rund 60 m Länge bei 50 m Tiefe wurden bisher nur zwei kleine Heiligtümer am Nordrande aufgedeckt: eine winzige, im Innern nur 2 : 2 m messende Kapelle, die dicht mit Weihegaben angefüllt war, und ein größerer Kultraum (4,70 : 5,40 m), der an seiner nördlichen Schmalseite mit einer Nische in Form eines flachen Kreissegmentes abschließt. Ihre Mitte nimmt ein Postament für eine (aufgefundene) Sitzfigur ein, während sich zu beiden Seiten Bänke für die Niederlegung kleiner Weihegaben anschließen. Alles war mit Marmorplatten bekleidet. Gegen den Hang ist das Bauwerk in durchschnittlich 1,50 m Abstand von einer Stützmauer umgeben, wohl weniger, um es vor Erddruck zu schützen, als vielmehr, um einen horizontalen Umgang für die magische Umwandlung zu gewährleisten, der ja auch die gedeckten Umgänge der Tempel vom gallo-römischen Typ dienten. An der Nordwest-Ecke des Temenos fand sich noch ein gleichzeitig mit der nördlichen Abschlußmauer entstandener, schwer deutbarer Bau: eine Art Podium mit Freitreppe, in zwei Bauperioden errichtet. Die holzkohlenhaltige Zerstörungsschicht deutet auf einen Dachstuhl, also auf eine Überbauung hin. Vielleicht stand hier eine Art Propylon, als monumentaler Eingang für feierliche Prozessionen von der Bergseite her. Ein Eingang an der Westfront des Bezirks, den der Verfasser annimmt, würde dieser Auslegung nicht widersprechen.

Über die zahlreichen bei den Kapellen geborgenen Einzelfunde, Architekturfragmente, Wandbekleidungen, Weihegaben, Inschriften, Terrakotten usw. gibt ein ausführlicher, reich bebildeter Katalog Auskunft.

An mehreren Stellen wurden Reste von Wasserleitungen gefunden, die aber kein System mehr erkennen lassen. Offenbar führten sie das Wasser einer am Berghange gelegenen starken Quelle (heute Heidebor genannt) zu verschiedenen Verbrauchsstellen. Als Heilquelle gab sie wohl die Veranlassung, das unter ihr gelegene Gelände Heilung bringenden Gottheiten, unter anderen den Xulsigiae und dem Lenus zu weihen, dem man schon um das Jahr 100 einen Kultbau errichtet zu haben scheint, dessen Reste sich unter dem späteren monumentalen Tempel gefunden haben.

Dieser große Tempel, dessen Temenos den älteren der Xulsigiae auf eine Breite von 7 m überdeckt, bildet mit seinen umfangreichen Terrassenanlagen den Hauptgegenstand der Erforschung. Krencker hat ihn rekonstruiert, und zwar als eine von vornherein geplante Mischform zwischen dem klassisch-

römischen und dem einheimischen gallisch-keltischen Tempel, indem er der Vorhalle die Höhe der Cella gibt, so daß ein Antentempel mit dreiseitigem Säulenumgang entsteht. Der Grundriß spricht nicht für diesen Gedanken; vielmehr läßt er klar erkennen, daß ursprünglich der einheimische Typus mit Umgang an allen vier Seiten geplant wurde. Demnach lief das Pultdach der Säulenhallen auch an der Vorderfront entlang, wo es eine in Breite der Cella abgetrennte Vorhalle, wie sie sich auch anderwärts findet, überdeckte. Hierfür spricht: 1. Daß die Umgangbreite an allen vier Seiten genau gleich ist. 2. daß man den ganzen Grundplan des Tempels dem Seitenverhältnis 2 : 3 der Cella unterordnete und 3. daß man den Cellabau — und nicht den hypothetischen Antentempel — talseitig im Fundament mit Erddruckbögen versah, wie sie die Römer in kluger Weise an Gebäudeecken einbauten, um die Keilwirkung angeschütteter Erdmassen auszuschalten. Beispiele hierfür geben an Ort und Stelle die talseitigen Ecken des Lenus-Temenos und das Ostende der Stützmauer unter dem sogenannten Kulttheater. So wird der Tempel also eher die Form gehabt haben, die der sogenannte Jupitertempel des Altbachtales (Taf 57) aufweist.

Die Freitreppe vor dem Pronaos scheint mit dem Tempel zusammen projektiert gewesen zu sein, während der Plan für die Terrassenanlagen und die Ausgleichsstufen offenbar erst während der Jahre des Tempelbaues reifte, wofür die in den zugehörigen Fundamenten längs verlaufenden Baufugen zeugen. Sie sondern die Stylobatmauern des Tempelumganges deutlich von allen späteren Zutaten ab. Diese Stylobatmauer weist an ihrer Frontseite 30 cm tiefe Vorsprünge auf, denen man kaum eine statische Funktion zuschreiben kann, da sie hierfür zu klein sind. Dagegen dürften auf ihnen, sowie auf den Wangen der Freitreppe Pilaster gestanden haben, die vermuten lassen, daß die beiden Umgangsflügel zu Seiten der nach vorn offenen Vorhalle durch Mauern geschlossen waren und keine Säulenstellung aufwiesen, ganz ähnlich wie bei dem genannten Jupitertempel.

Daß in einer zweiten Bauperiode ein Umbau des Pronaos und seine Gestaltung in Höhe des Cellabaues tatsächlich stattgefunden habe — vielleicht anlässlich der noch zu erwähnenden, nach Monumentalität strebenden Veränderungen der Terrassenanlagen — ist wohl möglich, und der Fund von 79 cm starken Säulentrommeln scheint dafür zu sprechen. Freilich bildet er das einzige Argument, und die dem Durchmesser entsprechende Säulenhöhe reicht nicht aus, so daß Krencker sich genötigt sah, Postamente unterzusetzen, für die sich in der Front eines Antentempels schwerlich ein Analogon finden dürfte.

War der Temenos in seinem ersten Zustande allseitig geschlossen und nur seitlich durch ein Propylon zugänglich, so öffnete er sich im zweiten Bauabschnitt in einer 50 m breiten einladenden Freitreppe gegen das Moseltal und ersetzte die bisherige Nischenarchitektur der talseitigen Abschlußmauer durch eine imposante Portikusfassade. Die Hoffläche vor dem Tempel wurde zum größeren Teil um 2,50 m gesenkt, so daß nunmehr zusammen mit der Tempelterrasse drei horizontale Flächen entstanden, deren Höhenunterschiede man durch Anlage von Freitreppen überwand. Es ist bemerkenswert, daß man diesen großartigen und kostspieligen Umbau, bei dem Tausende von Kubikmetern Erde bewegt und abgefahren werden mußten, nur unternahm, um die Monumentalität und die relative Höhenlage des Tempels zu steigern,

also aus rein künstlerischen Gründen; denn andere Vorteile wurden durch ihn kaum erreicht, es sei denn der Wetterschutz, den die neuen Fassadenportiken boten.

Östlich vom Lenusbezirk wurden weitere Terrassenmauern aufgedeckt, die einst eine Ausdehnung von 120 m gehabt haben müssen. In der Mitte dieser Strecke fand sich eine 8 m breite Freitreppe. In rund 12 m Abstand gegen den Hang zu verläuft parallel eine zweite Stützmauer. Beide knicken sie an ihrem Ostende gegen Norden um. Auch anderes Mauerwerk und ein Stück Wasserleitung aus Werksteinen wurden ausgegraben. Eine Deutung des Befundes ist jedoch zur Zeit noch nicht möglich; nur so viel läßt sich sagen, daß oberhalb der Stützmauern ein großes Bauwerk gelegen haben muß, dessen Mauerwerk bei Versuchsschnitten auch festgestellt werden konnte. Da es wegen seiner Lage dicht neben dem Tempelbezirk Beziehungen zum Kult gehabt haben muß, vermutet der Verfasser ein Kulttheater. Es geht auch die Sage, daß 70 Sitzstufen im Berghange verschüttet lägen, und der Fund eines Inschriftsteines bildet eine weitere Stütze für die Richtigkeit der Annahme. Gewißheit können freilich nur zukünftige Grabungen ergeben.

Dem Kultbereich des Lenus müssen noch zwei Exedren mit ihren Altären zugezählt werden, die sich 60 m unterhalb des Temenos fanden und in Beziehung zu der hinaufführenden Feststraße gestanden haben werden. Sie bestehen aus U-förmig angeordneten Sitzbänken und sind inschriftlich dem Lenus und der Ancamna geweiht; ebenso die zugehörigen Altäre. Weitere Altarfunde lassen auf eine größere Anzahl von Exedren schließen. Sie sind besonders durch ihre Inschriften wichtig, die religionsgeschichtlich aufschlußreich sind und vom Verfasser eingehend behandelt werden. Jeder pagus hatte eine derartige Exedra inne, eine Opferstätte des jeweiligen *genius pagi*, bei der sich die Abgeordneten der einzelnen Gaue versammelten.

An einer 4,50 m breiten Straße, die längs der westlichen Temenosmauer der Xulsigiae entlang läuft, liegen drei Profanbauten, deren Grundstücke von Mauern eingefast werden. Das am weitesten unten gelegene umschließt einen Hof, den westlich ein Badgebäude begrenzt. Die unvollkommene Grabung läßt auf mehrere Kaltwasserpiscinen und beheizte Räume schließen. Hof und Bad bilden offenbar eine Einheit. Das nördlich anschließende Grundstück enthielt nur undeutbares Mauerwerk, Putzflächen und Estrichreste, aber keine Bestandteile von Bädern; hier scheint also ein Wohn- oder Unterkunftshaus gestanden zu haben. Ähnlich verhält es sich mit dem dritten Grundstück, dessen Nordmauer die ganze Gebäudegruppe begrenzt und zugleich die erwähnte Straße gegen Norden abriegelt. Die Deutung der ganzen Gruppe, die sich vielleicht noch weiter nach Süden zu fortsetzte, ist ungewiß. Der Verfasser vermutet Wohnhäuser für Priester und Tempeldiener oder Unterkünfte für Pilger, und beim südlichsten Bau ein Heilbad.

Die Ergebnisse der bisherigen Forschungen lassen den Schluß zu, daß sich aus dem heute noch vorhandenen Glauben an die Heilkraft der „Heidebor“ eine viele Jahrhunderte anhaltende Kontinuität des Kultus zu Ehren verschiedener Heilung verheißender Gottheiten und endlich ein Stammesheiligtum der gesamten Civitas Treverorum entwickelt habe.

Für die übersichtliche Ordnung und Synthese des bisher Erkannten sind Religions- wie Bauforscher dem Verfasser zu größtem Dank verpflichtet. Es kann nicht zweifelhaft sein, daß es sich bei dem Erreichten nur um eine Etappe

auf dem noch zurückzulegenden Wege der weiteren Erforschung der heiligen Bezirke handeln kann; möge die selbstlose, dem Andenken Daniel Krenckers gewidmete kritische und gründliche Arbeit eine Mahnung sein, einem der größten und bedeutendsten Grabungsobjekte innerhalb der *Germania romana* die ihm gebührende Aufmerksamkeit und Förderung auch fernerhin zu erhalten.

Hermann Mylius

Ada Hondius-Crone, *The temple of Nehalennia at Domburg*. 43 S., 42 Tafeln mit zahlreichen Abbildungen, 1 Karte, 3 Textabbildungen. Verlag J. M. Meulenhoff, Amsterdam 1955. 17,20 DM.

Der kleine Ort Domburg auf der holländischen Insel Walcheren — zwischen den Mündungen der Ooster und Wester Schelde — erlangte um die Mitte des 17. Jahrhunderts unversehens archäologische Berühmtheit: eine Springflut unterspülte Ende 1646 die Dünenkette, und im Januar des folgenden Jahres legte die Brandung am nahegelegenen Strand eine große Anzahl von römischen Altarsteinen, Statuen und anderen Gegenständen frei, die keinen Zweifel darüber ließen, daß man ein bedeutendes Heiligtum des römischen Kulturkreises entdeckt habe. Die Mehrzahl der Votivaltäre trug Weiheinschriften an die Göttin Nehalennia und zeigte ihr Bild, stehend oder thronend, mit den ihr eigenen Attributen. Auch mehrere Münzen wurden im Sande geborgen; abgestorbene Baumstümpfe ließen einen ehemaligen heiligen Hain vermuten. Als Überreste eines Tempels kamen Architekturfragmente zutage, darunter ein Pilasterkapitell, das auf eine Stützhöhe von rund 5 m schließen ließ. Ehemals hatte das Heiligtum innerhalb der Dünenkette gelegen, doch wanderte diese im Laufe der Jahrhunderte landeinwärts und begrub es, bis die Brandung an der Seeseite die Reste dem Tageslicht zurückgab.

Es ist erstaunlich, mit welchem Eifer sich die Behörden des Fundes annahmen und welches Aufsehen er in archäologisch interessierten Kreisen erregte. Schon eine Woche nach der Entdeckung teilt ein ungenannter Briefschreiber seine ersten Beobachtungen mit, und gleich darauf wird der Bericht zu Amsterdam in Form eines Merkblattes gedruckt und vertrieben. Im gleichen Jahre werden 14 Zeichnungen publiziert. Ein ausführlicher Bericht mit Abbildungen von 22 Steinen erscheint 1650, und etwa zur gleichen Zeit verbringt ein junger Student, M. Smallegange, seine Winterferien in Domburg, nur um eine genaue Beschreibung der Funde zu gewinnen, die er dann später in seiner „*Chronijk van Zeeland*“ veröffentlichte. Im 18. Jahrhundert, das den römischen Altertümern weniger Interesse entgegenbrachte, erschienen immerhin noch mehrere Arbeiten über Nehalennia. Von größter Wichtigkeit sollte sich aber die Publikation von neuen Lithographien der Monumente erweisen, die L. J. F. Janssen 1845 erscheinen ließ; denn drei Jahre darauf schlug der Blitz in den Turm der Domburger Kirche, in der man die Steine untergebracht hatte. Der Dachstuhl stürzte brennend ein und beschädigte sie schwer. Die *Genootschap der Wetenschappen* überführte sie dann ins Middelburger Museum. Im letzten Kriege wurde Middelburg bombardiert, und was von den Trümmern der Monumente übrigblieb, befand sich am Ende des Krieges in größter Unordnung. Sie von neuem zusammengestellt, fotografiert und zum Gegenstand einer Monographie gemacht zu haben, ist das große Verdienst der Verfasserin.